



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jostes, Franz: Deutsch Soldaten und vlämische Dichter

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutsche Soldaten und vlämische Dichter

Von Franz Jofes



Ungoghem ist ein kleines wohlhabendes Dorf im Tale der Leie, drei Stunden von Kortryk. Vor diesem Dorfe liegt „Lysterneft“ (Drosselneft). Dort wohnt Styn Streuwels, ein Kuchenbäcker von Profession, in dessen Ofen aber jetzt die Spinnen ihre Netze spannen, während er selbst realistische Novellen schreibt, die in Amsterdam gedruckt und in ganz Niederland gern gelesen werden.

Er gilt als der bedeutendste lebende Schriftsteller Flanderns. Er ist ein Mann von fünfundvierzig Jahren; sein bürgerlicher Name ist Frank Lateur, der zu einem Flaminganten nicht recht paßt und deshalb ebenso wie sein Backofen außer Gebrauch gesetzt ist. „Die Lust zu fabulieren“ mag er wie Goethe und sein Landsmann Conscience von der Mutter geerbt haben, die eine Schwester des bedeutendsten jungvlämischen Lyrikers Guido Gezelle († 1899) war.

Im Dorfe selbst wohnt ein anderer angesehenere vlämische Dichter, der originelle Dr. Hugo Verriest. Auch er stand zu Gezelle in den intimsten Beziehungen, war sein Schüler, Freund und Amtsnachfolger am Kleinen Seminar in Rousselaere, wußte es aber ebensowenig wie sein Lehrer der bischöflichen Behörde recht zu machen — für einen Flaminganten überhaupt eine schwierige Aufgabe! Deshalb zog er sich 1888 auf die Pfarre Ingoghem zurück, bis er vor einiger Zeit auch auf sie verzichtete. Trotz seiner fünfundsiebzig Jahre ist er noch lebensmutig und lebensfrisch, ein überall auf vlämischen Festen gern gehörter Redner; denn er hat nicht nur seine eigenen Ideen, sondern verfügt auch über eine Stimme, die den eigenartigen Wohlklang der vlämischen Sprache in bewunderungswürdiger Weise zur Geltung zu bringen vermag.

Diese beiden Männer haben die ersten vier Monate dieses Krieges in ihrem westvlämischen Donnerwinkel miteinander verlebt, Verriest als Weltweiser, den nichts aus seiner heiteren Ruhe und ruhigen Heiterkeit herauszubringen vermochte, Streuwels als jugenddrüstiger Stürmer, der mit seinem Rade überall bis in die vorderste Kampfreihe vorzudringen suchte, um eine Schlacht aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und es nicht begreifen konnte, daß er weder bei Freund noch Feind Verständnis für seinen Wissensdrang fand! So ist er denn unbefriedigt Anfang Dezember seiner Familie nach Holland gefolgt, wo er unlängst unter dem Titel „In Dorlogstyd“ (Amsterdam bei L. J. Veer) seine tagebuchartigen Aufzeichnungen über die Erlebnisse der ersten Kriegsmonate veröffentlicht hat. Streuwels ist kein Politiker, er gesteht selbst, fast niemals eine Zeitung zu lesen, da sie ihm die Stimmung verdürbe; auch Kenntnis der Geschichte hat ihn nicht allzu stark beeinflusst; aber er besitzt einen offenen Blick, ein gesundes Herz und einen edlen Freimut, Eigenschaften, die seine Schrift doch zu einer anziehenden Lektüre machen. Seine deutschfreundliche Gesinnung hat freilich einen argen Stoß erhalten; schon nach dem ersten Monate wird es ihm schwer, sich noch mit Verriest über die Deutschen zu unterhalten, da dieser ihr unentwegter Parteigänger geblieben ist. Aber das Urteil eines Mannes, den wir nicht mehr unseren Freund nennen können, das aber von Haß ebenso

unbeeinflusst ist wie von Furcht oder Hoffnung, fällt um so mehr ins Gewicht und wirkt um so wohlthuernder, als es grell absticht von den Lügen und Lästerungen, welche von den gewöhnlichen „Letterkapauen“ des Auslandes gegen unsere Soldaten geschleudert werden.

* * *

„Des Morgens früh (22. August) sind die Gendarmen spurlos verschwunden, und auf der ganzen Landstraße ist weithin kein lebendes Wesen zu entdecken. Man ist bereits an die Arbeit gegangen, wie sonst; auf einmal beginnen die Kinder zu schreien, als hätten sie ein frohes Ereignis zu verkünden: ‚Sie sind da! Sie sind da!‘

Und wahrhaftig es sind die Ulanen! Der erste Anblick weckt Grauen und Bestürzung. Das Grau ihrer Kleidung hat etwas fremdartiges — es erinnert an wilde Indianer. Sie reiten zwei und zwei auf der Landstraße und halten die Lanzenstange in der Hand. Ihr Gesicht ist gebräunt und unter dem Helm steht der Schweiß; sie sehen scheu zu den Fenstern hinauf — scheinbar aus Furcht oder Mißtrauen; und als sie uns auf der Veranda stehen sehen, lächeln sie uns zu, grüßen und winken mit der Hand, als ob sie uns beruhigen wollten. Das wiederholt sich vor allen Häusern, und insolge dessen schlägt die Stimmung der Leute plötzlich um: die Furcht weicht der Neugierde und der vertraulichen Freundschaft. (Im menschlichen Gemüte liegen die beiden Gefühle hart nebeneinander, ja eins entsteht sogar aus dem anderen.) Im Dorfe waren selbst die Blendladen geschlossen, die Türen zu und die Aushängeschilder eingezogen, aber jetzt kommen die Wirte freiwillig heraus und reichen den Soldaten eine volle Pinte Bier. Es ist für alle eine angenehme Überraschung, und jeder will sich möglichst entgegenkommend beweisen — die Vaterlandsliebe scheint dabei einen Augenblick vergessen zu werden und ebenso der Haß, den man in der Presse gegen die Deutschen entfacht hatte; denn jetzt scheint es nicht, daß die freundlichen Soldaten solche Bösewichter sind.

Als ich auf den Dorfplatz komme, ist soviel Volk zusammengeströmt — statt geflüchtet! — daß der letzte der zwölf Ulanen sich dauernd umwenden und mit der Lanze vor allem die Radfahrer abwehren muß. Die Bürger teilen sich ihre Beobachtungen mit, und es herrscht allgemein eine ruhige, aufgeräumte Stimmung, da die Furcht unbegründet war; man ist gewissermaßen stolz darauf, daß das Dorf den ersten Besuch der Deutschen erhält: es ist ungefähr als ob Barnum vorbeigezogen wäre. Ich gehe weiter, um die Straßenecke herum, und die zwölf Ulanen stehen noch vor dem Hause von Pastor Verriest, während ich glaubte, sie wären längst in Bichte! Ich gehe weiter unter die Menge der Neugierigen und sehe Pastor Verriest mit einem Kistchen Zigarren unter dem Arm, und die Magd mit noch anderen Mädchen kommen herangelaufen, jede mit zwei Flaschen Wein in der Hand, die sie den Soldaten überreichen. Der Pastor spricht deutsch mit den Soldaten und legt ihnen ans Herz, unsere Gemeinde zu schonen. Er will durch Freundlichkeit das ganze Heer dazu bringen, seiner und des Dorfes zu gedenken. Verriests Verhalten wird von den Umstehenden nicht gebilligt — es gibt Menschen, die in allen Lagen ihr gesundes Urtheil bewahren. Ein Bäuerlein, das sieht, wie der Pastor deutschen Soldaten Wein und Zigarren gibt, ruft spöttlich: ‚Das geschieht, um ihnen Mut zu machen, wenn sie unsere Jungens totschießen!‘ ‚Wenn sie nur Zeit haben, die Flasche auszutrinken!‘ ruft ein anderer. Die Ulanen ziehen weiter.“

Daß die Freundlichkeit von Verriest doch nicht so ganz aus Berechnung hervorging, sondern aufrichtige deutschfreundliche Gesinnung mit im Spiele war, ersieht man aus dem, was Styn Streuwels am 13. September in sein Tagebuch geschrieben hat:

„Nachmittags Besuch erhalten von Hugo Verriest, dem im Ruhestande lebenden Pastor von Ingoyghem (nicht mit dem aktiven Pastor zu verwechseln!). Er sieht so strahlend, aufgelegt und lebenslustig aus, als wenn die ganze Woche Kirmes gewesen wäre. Auf die Frage, ob er noch immer so ungläubig den von den Deutschen verübten Greueln gegenüberstehe, erklärt er, bei seiner Meinung zu bleiben: das sei alles gelogen oder übertrieben. Es widerstrebt dem Charakter und dem Gemüte des milden Mannes, auch nur vorauszusetzen, daß es schlechte Menschen gibt und daß Böses auf der Welt geschieht. Wenn ich ihn auf Tatsachen verweise, die ich selbst gesehen habe und hier in der Gegend bestätigt werden, erklärt er, alle Grausamkeit zu verurteilen, von wem immer sie ausgeübt würde, aber er hält seine Meinung fest, daß die Deutschen nicht in solchem Maße Grausamkeiten verüben, wie die Franzosen unter der Schreckensherrschaft und die Engländer im Burenkriege. Nach ihm sind die Dinge unvermeidlich und gibt es in jedem Peere Elemente, die in das Tierische schlagen und nicht im Zaume gehalten werden können! Auf meine Frage, wie die Handlungsweise der Deutschen zu rechtfertigen sei, daß sie nicht im Eifer, sondern amtlich, durch die Obrigkeit befohlen, Bürger nehmen und vorauf laufen lassen, wo sie in Gefahr sind, angefallen zu werden, weicht er aus mit einem Grunde, der nicht standhält — nämlich sie würden das tun, um den Weg gewiesen zu bekommen! Ich kann das Gefühl nicht unterdrücken, daß eine solche Erklärung doch ein bißchen Boreingenommenheit verrät, wie bei Leuten, die gegen alle gesunde Vernunft eine einmal gefaßte Überzeugung aufrecht halten wollen. Bei dieser Manier wird es unangenehm, über Dinge zu reden mit jemand, den man nicht verletzen will. Das wird indes später wohl von selbst sich berichtigen.“

Merkwürdigerweise hat Streuwels hier völlig vergessen gehabt, was er selbst erzählt, daß nämlich die Bauern in jener Gegend alle Wegweiser entfernt hatten, damit die Deutschen sich verirren sollten! Der alte Pastor hat das offenbar besser im Gedächtnis behalten. Und was die „selbstgesehenen deutschen Greuel“ anlangt, so muß auch hier dem Berichterstatter das Gedächtnis im Stiche gelassen haben: ich habe in keinem der vier Hefte etwas von Streuwels Erlebtes entdecken können, das einer Greuelthat auch nur entfernt ähnlich sähe.

Übrigens hat die erste (und einzige) Einquartierung auch Styn Streuwels selbst wesentlich freundlicher gestimmt. Er erzählt darüber unter dem 13. November:

„Unterwegs (auf dem Wege nach Bichte) hör ich, daß deutsche Soldaten angekommen sind, und kehre zurück, um zu sehen, was daran ist. An Ort und Stelle stehen in der Tat die Reiter, und die ganze Straße ist voll. Wir finden darin nichts Bedenkliches, sind wir doch schon gewöhnt Soldaten vorbeiziehen zu sehen, und es dauert bereits Wochen, daß sie sich überall in der Runde aufhalten. Ich gehe nur zur Sicherheit nach Hause, und um das Dienstmädchen zu beruhigen. Kaum angekommen, höre ich klopfen, und ein langer Kerl meldet sich an, in dem Glauben, beim Bürgermeister zu sein. Er spricht ziemlich gut französisch und fragt, ob ich ein Zimmer habe, wo man sitzen kann. Das Familienzimmer gefällt ihm ausgezeichnet. Er fragt, ob es Schlafzimmer gibt; ich zeige ihm drei. Er fragt, was wir zu essen haben und bestellt ein Diner zu vier und ein Souper zu acht Uhr. Alles wird abgemacht und geregelt in einem äußerst höflichen und manierlichen Ton, und allemal wenn etwas zugestanden ist, heißt es verbindlich: Großartig, das ist großartig von Ihr! Ich merke indes, daß der Adjutant, da er alles nur so für das Bestellen bekommt, etwas vielverlangend wird — er wagt es, sich nach dem Champagner zu erkundigen! Dringt aber nicht weiter zu, als er hört, daß ich mir einen solchen Luxus nicht leiste. Inzwischen läuft es hier voll Soldaten,

die ihre Pferde in Hühnerstall und Scheuer unterzubringen suchen! Es ist die die reinste Ueberrumpelung, und das Küchenmädchen muß an die Arbeit, um das Essen fertig zu machen, denn der Quartiermacher hat vor allem betont, daß es Suppe geben müsse, Gemüse, Hühner usw., lauter Dinge, deren Bereitung viel Zeit erfordert. Der Adjutant muß seinen Vorgesetzten mitgeteilt haben, was er als Quartiermacher bei mir entdeckt hat, denn sie kommen hinein, reiben sich die Hände und grüßen freundlich. Sie gehen auf ihr Schlafzimmer, um sich zu erfrischen und kommen auf ihren Schlüsseln herunter ohne Stiefel und Mäntel, die weißen Strümpfe über die Hosenbeine gezogen, und strecken sich aus in einem Sessel am glühenden Ofen, denn sie sind kalt geworden, naß und müde. Nun erfolgt die Vorstellung, und da sie jetzt gewahrt werden, daß ich deutsch verstehe, geht es auf einmal viel vertraulicher. Die Männer fühlen sich zu Hause und sind vor allem froh, daß sie sich gut ausruhen und seit drei Monaten zum ersten Male wieder in einem Bette schlafen können — obwohl es keine volle Nacht dauern soll, denn sie erklären, um drei Uhr aufstehen und um vier Uhr weiter ziehen zu müssen. An der Unterhaltung merke ich, daß es höchst vornehme und vor allem sympathische Menschen sind, die ich vor mir habe; an keinem einzigen findet sich etwas von dem Stolze oder Dünkel, welche die Erscheinung vieler hoher Militärs so unausstehlich macht. Es ist ein Hauptmann darunter von rund vierzig Jahren, der viel auf gemüthlichen Verkehr hält und kein bißchen brutal ist, — der seine Untergebenen wie Kameraden behandelt und mit seiner feinen Mädchenstimme und dem Lächeln, das fortwährend seinen Bart umspielt, nicht den Eindruck macht, daß man einen Mann vor sich hat, der gewohnt ist, Befehle zu erteilen! Der Adjutant ist der Typ eines modisch-gebildeten deutschen jungen Herrn, groß, stramm, langbeinig mit aufgerectem Halse auf abschüssigen Schultern; Kopf und Gesicht glatt geschoren, bis auf das Zipferl tipptopp in allem was seine Person betrifft, etwas frauenhaft im vorsichtigen Auftreten und Benehmen, was grell absticht bei einem so kräftig aufgeschossenen Menschen! Auch seine Stimme ist nicht in Einklang mit seiner Statur — es liegt etwas gemacht-schmeichlerisches darin, und er spricht mit Vorliebe französisch mit den Spitzen seiner Lippen. Ich sehe noch sein Erstaunen, als er mit seinem Französisch bei dem Dienstmädchen nicht fertig wird. „Was spricht sie denn, wenn sie kein Deutsch und kein Französisch versteht“, schien er fragen zu wollen und nicht zu wissen, daß es Menschen gibt, die nur Vlämisch können.

Nummer drei ist ein Offizier, ein junger Edelmann, ein lustiger, leichter Mensch mit einer tiefen Narbe in der Wange, der alsbald nur nach Jagd und Wild fragt, und es für selbstverständlich hält, daß ich sofort mit ihm losziehe, um Hasen und Fasänen zu schießen! Bei meiner Erklärung, daß ich seine Einladung als eine Falle betrachte, um mich samt meinem Gewehre gefangen zu nehmen, bricht er in ein herzhaftes Lachen aus und bedauert es aufrichtig, daß die Waffen hier verboten und eingekiesfert sind.

Noch zwei andere Offiziere und ein Oberarzt sind da. Der Doktor vor allem ist ein stiller, in sich gelehrter Mensch, mit dem man sich alsbald vertraut fühlt — ein Hamlettyp mit geschorenem Kopf und jungem Bart und gemüthlich sinnenden Augen, die durch gewaltige runde Gläser blicken.

Ich hatte bereits so viel nachgedacht über die Möglichkeit, deutsche Soldaten in das Haus zu bekommen, und was ich dann anfangen würde; ich sah dem mit Widerwillen entgegen und war entschlossen, bei der geringsten Unfreundlichkeit ihnen den ganzen Kram zu überlassen und lieber selbst davon zu ziehen. Und nun sie hier sind, empfinde ich nichts von dem Widerwillen. Freundschaft

ist ein Gefühl, das man nicht aufzwingt, aber auch nicht verweigert, man empfängt es durch den spontanen Eindruck, den die Menschen auf das Gemüt machen. Und hier ist der Eindruck äußerst günstig; es gibt kein aufdringliches Zurschautragen von Entgegenkommen oder gezielter Höflichkeit oder Parade — man bekommt das Gefühl, Menschen im Hause zu haben, welche die Verhältnisse nehmen, wie sie sind, keinem Last zu machen bemüht und äußerst froh sind, einmal häusliche Geselligkeit genießen zu können. An keinem einzigen Worte und keiner Gebärde kann man merken, daß sie verlangen, was sie genießen, oder daß es dem Gastherrs aufgelegt ist, sie gut aufzunehmen, im Gegenteil, sie erweisen sich zuvorkommend und dankbar für alles, das sie gebrauchen. Ich beabsichtigte, sie allein zu lassen, um mich anderswo umzusehen, denn in einer halben Stunde war das ganze Haus zum Wirtshause geworden, mit fortwährendem Gelaufe von ‚Burschen‘, Bedienten und Sergeanten, die Befehle in Empfang zu nehmen kamen. Der Hauptmann aber gab mir den Wunsch zu erkennen, daß ich mit zu Tische sitzen möchte, und bat den Kaffee in meinem Arbeitszimmer aufzutragen und an dem breiten Fenster die herrliche Aussicht genießen zu dürfen. Wir sprechen über Reisen, über deutsche Städte und Museen, über Kunst und nicht vom Kriege. Alles was ich zu wissen bekomme, ist, daß sie am zweiten August nach Belgien gekommen sind und zum ersten Bataillon, zweites Regiment, zweite Kavallerie-Division, erstes Armee-corps gehören und Brandenburgische Dragoner von der zweiten Eskadron sind; — daß sie den ganzen Feldzug mitgemacht haben, über Lüttich, Löwen, Dendermonde nach Frankreich hineingezogen sind bis Compiègne, und jetzt über Nyssel, Roubaix nach hier heruntergekommen sind, um fortzuziehen — vielleicht nach Rußland!

Über ihre Erlebnisse mit der Bevölkerung Frankreichs erzählen sie manche ergötzliche Vorfälle, und als Grund ihres Abzuges geben sie folgendes an: Die Reiterei bildete früher beim Heere stets die äußerste Spitze der Front (colonnes mobiles) — da die Front sich jetzt bis zum Meer erstreckt, ist dort keine Reiterei mehr zu verwenden, und deshalb wurden sie zurückgerufen.

Aus der Unterhaltung werde ich heiläufig gewahr, daß sie alle in der deutschen Literatur und auch in der französischen auf der Höhe stehen. Mit begierigen Händen fallen sie über meine Bibliothek her, und jeder sucht sich nach Gefallen aus, was er mit zu Bett nehmen will. Abends vor dem Essen kehren wir wieder ins Familienzimmer zurück, und jetzt, da sie ein Piano entdeckt haben, zeigt es sich, daß zwei gute Musikanten unter ihnen sind, die Lust bezeugen zu spielen. Nach dem Essen gleicht das Zimmer einem Kasino, wo jeder tut, was ihm gefällt; es wird geraucht, geredet, Piano gespielt, gelesen bis spät am Abend. Was im Dorfe vor sich geht, weiß ich nicht, aber nach dem, was hier im Hause hin und her läuft, kann ich mir denken, daß es sehr lebhaft zugeht. Übrigens ist es unmenshlich schlechtes Wetter, es regnet und stürmt und ist so dunkel wie im Topfe. So oft einer von meinen Leuten den Kopf heraus steckt, kommt er schnell zurück und macht einen Scherz über das, was sie in der Nacht durchzumachen bekommen. Es scheint das aber ihr geringster Kummer zu sein, denn durch lange Übung und Gewohnheit sind sie Fatalisten geworden und haben das Gefühl der Würftigkeit erworben, mit dem sie sich ohne eigenem Willen dem Befehle hingeben, der sie trifft. Es sind überdies abgehärtete Feldsoldaten, die keine Beschwerden scheuen — „unser Pferd hat vier Füße“ — sagen sie, und der Gedanke, nun einige Wochen auf der Bahn zu verbringen und irgendwo in Rußland oder Ostpreußen die Schlacht wieder aufzunehmen, bringt sie zum Lachen. . .

Sie sind dann aber doch alle recht froh, als die Nachricht kommt, daß erst am folgenden Nachmittag aufgebrochen werden soll!

Als sie Streuwels am 14. November verlassen haben, urteilt er: „Über das erste Mal, daß ich deutsche Soldaten im Hause hatte, kann ich mich nicht beklagen, ich hatte etwas schlimmeres erwartet und finde mich zu ihren Gunsten enttäuscht. Ich habe kein einziges rohes Wort von ihnen gehört, oder eine Unziemlichkeit, auch keine unanständigen oder nur zweideutigen Redensarten. Sie benehmen sich frei und lustig ohne Ausgelassenheit, essen und trinken gut, aber ohne Unmäßigkeit, und der Hauptmann hat eine überaus zuvorkommende Art, allemal wenn er sein Glas zum Trinken erhebt, mit einem Lächeln und einer leichten Verbeugung den Gastgeber zu begrüßen. Sie tun alles, um die Illusion zu erhalten, daß sie Freunde seien. Sie setzen nirgendwo einen Fuß hin und legen keine Hand an etwas, ohne um Erlaubnis zu bitten.“

Ja, diese sechs Offiziere haben es Streuwels so angetan, daß er am folgenden Tage nochmals auf sie zurückkommt:

„Das ist nun meine erste Begegnung mit deutschem Militär, und diese Begegnung hat mich über viele Dinge beruhigt. Das sind nun sechs, sieben Menschen, durch Zufall hier in das Haus gekommen, von denen ich gestern noch nicht wußte, daß sie existierten, und jetzt sind sie nach ihrem Äußeren, ihrer Stimme, ihrer Redeweise, Charakter und Benehmen meinem Gedächtnisse eingepreßt für immer. Es sind überdies Feinde des Vaterlandes, sie sind ohne Einladung hierher gekommen, haben zu essen und zu schlafen verlangt . . . und bei der ersten Begegnung entsteht etwas wie Freundschaft. Wir haben einander beim Abschied Glück und Wohlergehen gewünscht mit dem Versprechen uns wiederzusehen. Wir haben aneinander nichts Feindliches entdeckt, und es ist kein Gefühl von Abneigung oder Verachtung entstanden. Die Sache ist, daß man Gefühle, welche der persönliche Eindruck im Menschen hervorruft, weder aufzwingt, noch durch geschriebene Regeln und Erlasse an die Kette legt, wenigstens dann nicht, wenn kein blinder Rassenhaß oder eingewurzeltetes Rachegefühl im Spiele ist. Es ist mir mit den deutschen Offizieren ergangen, wie es einem mit Reisegefährten geht, mit denen man freundschaftlich verkehrt, weil uns der Zufall mit ihnen zusammengeführt hat: die Freundschaft übt man zunächst aus Höflichkeit und weil man gegenseitig Achtung voreinander hat und man durch Sprechen über interessante Gegenstände sich in angenehmer Weise die Zeit verkürzen kann. Man verabschiedet sich mit dem Bewußtsein, sich nie wiederzusehen, aber man behält den angenehmen Eindruck von der Bekanntschaft und denkt mit Vergnügen an die Zeit, die man miteinander verbracht hat. In der Lage, in welcher ich mich befinde, haben die sechs Offiziere für mich mehr Interesse, als hundert meiner Mitbürger hier im Dorfe — mögen jene auch noch so sehr meine Feinde heißen und diese meine Freunde! Ich will nicht untersuchen, ob das so sein soll, ich stelle nur fest, was ich fühle und füge sogar hinzu, daß ich nicht weiß oder überzeugt bin, daß eine Begegnung mit Franzosen oder Engländern unter denselben Verhältnissen mir soviel Befriedigung und einen so guten Eindruck hinterlassen haben würden — es hängt natürlich von den Personen ab, die man trifft, und ich hätte mit den Deutschen auch wohl übler fahren können.“

Möge Styn Streuwels Abschiedsmunsch sich an den Offizieren erfüllt haben, und sie alle noch sich ungestörten Wohlseins erfreuen, wenn ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen!

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Vichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Vichtersfelde West, Sternstraße 56.
 Bezugsprecher des Herausgebers: Amt Vichtersfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 650.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.